

Vladimir Tarnopolski

## **Tschewengur**

Das Stück „Tschewengur“ für Mezzosopran und Ensemble entstand 2001 auf der Grundlage von Texten von Andrej Platonow, eines der größten russischen Schriftsteller. Der Roman „Tschewengur“ ist eine russische Antiutopie, wo die reale entsetzliche Zerstörung, die Russland nach der Revolution und dem Bürgerkrieg heimsuchte, als ewiger existentieller Zustand erscheint: der nackte Mensch auf der nackten Erde, verloren in der großen Leere der südöstlichen Steppe. Das Bewusstsein des Schriftstellers ist determiniert durch die absolut unpersönliche Qualität allen Geschehens. Es handelt sich um eine Art außerpersönliche, monumentale Mythologie des 20. Jahrhunderts.

Die Sprache Platonows ist durch eine besondere Merkwürdigkeit gekennzeichnet. Der Autor befolgt äußerlich die grammatischen Normen der russischen Sprache, erschafft dabei aber völlig neue Wortbeziehungen. Er kombiniert Unvereinbares, schlägt dabei aber völlig neue Sinnfunken. Indem er die gemütliche äußere Hülle der Sprache zerstört, zerstört Platonow auch die Illusion von der Vernünftigkeit und der Geordnetheit der Welt. In einem seiner Essays bemerkt Joseph Brodsky sehr treffend, dass Platonow die russische Sprache in eine Sinn-Sackgasse führt und so die Sackgasse der Philosophie in der Sprache selbst aufspürt. Platonow spricht von der Nation, die im gewissen Sinn zum Opfer ihrer eigenen Sprache wird, oder genauer – von der Sprache selbst, die imstande ist, eine fiktive Welt zu erzeugen und in grammatische Abhängigkeit von ihr zu geraten.

Für die Sprache des Schriftstellers spielt die Arbeit mit der Lautschreibweise eine große Rolle. Daran anknüpfend habe ich besonders mit den Worten „moschtschnye“ (мощные, mächtig) und „potschwa“ (почва, Erdscholle) gearbeitet. Charakteristisch für Platonow ist auch die Worterfindung – beispielsweise das Wort „Wsbugrenija“ (Взбугрения, Aufhügeln), worin drei Konsonanten hintereinander tatsächlich das Wort

selbst „aufhügeln“. Bei der Arbeit an meinem Stück suchte ich nach musikalischem Material, dass in seiner Phonetik die Phonetik der Sprache Platonows assoziiert. In „Reinform“ findet sich ein solches Fragment in den Takten 156-171 der Partitur. Das Wort „snowa“ (снова, wiederum) beispielsweise zerfällt in einzelne Phoneme: „s“, „-no-“, „-wa“, und jedes davon wird nicht nur von der Singstimme intoniert, sondern findet obendrein auch seine Imitation oder einen Anklang im Orchester. Ich wollte, dass die Instrumente „sprechen“, und dass die Singstimme eine Art Instrument wird mit unterschiedlichen Timbre-Phonemen.

Das Stück besteht aus mehreren Wellen der Anhäufung von Chaos und seiner anschließenden Entladung. Am Ende des Stücks verwandelt sich das Chaos allmählich in mechanische Bewegung, die sich wiederum in das Klappern von Rädern und das Pfeifen einer Dampflokomotive verwandelt, die Soldaten irgendwohin in einen fernen Krieg bringt. Vor diesem Hintergrund erklingt ein Soldatenlied mit bitter verzweifelter Text – rücksichtslos tollkühn und zugleich hoffnungslos tragisch, dass aus Hoffnungs- und Sinnlosigkeit ein betrunkenen Soldat schief singt:

*Ach mein Gefechtskamerad,/ Fahr voran und sing ein Lied,/ Längst hätten wir dem Tod begegnen müssen, / Leben ist peinlich, und Sterben – traurig*

Ich habe die Melodie dieses Liedes nach dem Vorbild jener Lieder stilisiert, wie sie in all den endlosen russischen Kriegen gesungen wurden – vom Bürgerkrieg bis zum Krieg in Tschetschenien, dessen Name in Platonows Tschewengur auf geheimnisvolle Weise vorweggenommen wurde.

## Texte von Andrei Platonov

Tag für Tag schritt ein Mensch in die Tiefen der süd-östlichen Steppe der Sowjetunion.

...

Der Raum ging nicht in die Tiefe, sondern in die Dicke, und überall waren so mächtige Bodenwellen, dass die Welt öde und stickig erschien.

...

In den Provinzen war es wieder still und wenig belebt geworden. Einige Menschen waren in den Kämpfen gefallen, viele pflegten ihre Wunden, vergaßen in tiefem Schlaf die Arbeit des Krieges. Aber dann gab es auch jene, die noch nicht nachhause gefunden hatten und durch das Dickicht unbekannter Gräser wanderten, welche noch nie jemand sah – vielleicht waren sie auch niedergetreten worden und seither nicht gewachsen. Sie gingen mit schwachem und erstauntem Herzen, erblickten neu die Felder und Dörfer. Erinnerten ihre Seelen, die zu den Martyrien des Krieges gewechselt hatten, sich genau jetzt zum ersten Mal, noch verworren, ihrer selbst?

*Fluss Potudan*

Ach, Kampfgefährte, Kamerad,  
fahr du voraus mit einem Lied,  
Längst wär' es Zeit, den Tod zu treffen –  
Ist nicht das Leben peinlich  
wie das Sterben traurig ist?

Ach, Kamerad, sing mit,  
die Mütter einst versprochen uns das Leben.  
Doch meine Mutter gab mir auch den Rat:  
„Erst wenn der Feind im Grabe liegt,  
dann darf man selber ruhen.“

*Chevengur*

*(Übersetzung von Andreas Hitscher)*